

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Das letzte Wort der Mutter

[urn:nbn:de:bsz:31-341005](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341005)

## Das letzte Wort der Mutter.



(Eine Erzählung.)

ie einsam und verlassen erscheint doch heute das kleine Häuschen an der Bergthalbe! die großen Steine auf dem Dache scheinen noch schwerer zu drücken als sonst. Die gelbliche, öde Herbstlandschaft, der nebelige Abend tragen auch dazu bei, recht traurige und wehmüthige Gedanken zu erwecken. Die zwei muntern Kinder, die sonst vor dem Häuschen spielten, und deren Jauchzen und Jubeln im Thale drunten und droben auf dem Berge wiederhallten, sind auch verschwunden; stünde nicht das kleine Fensterchen offen, man möchte meinen, es sei Alles ausgestorben. Da tönt aus dem Häuschen der Klang eines Glöckleins, und aus der niedern Thüre tritt ein Geistlicher im Chorhemde und dem Allerheiligsten in der Hand, und vor ihm her schreitet der kleine Sakristan und verkündet, daß der Herr Himmels und der Erde in Brodesgestalt vorübergeht. Nun klärt sich Alles auf; in dem Häuschen liegt Jemand am Sterben oder hat den Kampf bereits ausgekämpft, und darum lasten die Steine so schwer auf dem Dache, darum erscheint Alles so öde und verlassen, darum spielen und jauchzen auch die Kinder nicht vor dem Häuschen. Es ist immer etwas recht Wehmüthiges, wenn Jemand mit dem Tode ringt, und wir dies zu Herzen fassen; denn unwillkürlich denken wir an das kommende Gericht, vor dem die arme Menschenseele erscheint, um dann auf immer und ewig glücklich oder auf immer und ewig unglücklich zu sein. Aber der Tod erweckt nicht nur trübe Gedanken, wenn man an die arme Seele, die hinübergeht, denkt, sondern oft fast noch mehr, wenn man auf die Hinterlassenen sieht. Und so ist es auch diesmal mit dem Sterbenden in dem kleinen Häuschen. Es

ist ein armes Mütterlein, das auf dem Todtette liegt, vom Fieber gequält, mit bleichen, abgezehrten Wangen, mit tiefgefurchtem Antlize. Rechts vom Bette stehen weinend zwei Kinder, ein Knabe von kaum zehn Jahren und ein Mädchen, das nicht viel älter, aber auch nicht manches Jahr jünger sein kann. Auf der andern Seite sitzt eine ärmlich doch reinlich gekleidete Frau, welche der Kranken liebevoll den kalten Schweiß von der Stirne wischt, und der man es ansieht, daß ihr einzig Eines leid thut, nicht Linderung im Leiden verschaffen zu können. Ein Vater ist nicht zu sehen; — ach! er ist schon vor Jahren heimgegangen in's große himmlische Vaterhaus. Unter schwerer Arbeit hatte er sich und seiner Familie das tägliche Brod verdient, im Sommer als Tagelöhner, im Winter als Holzhacker; auf einem gefährlichen Gange verunglückte er, fiel in eine Schlucht und ward todt gefunden. Seine Stelle im Häuschen vertrat seither seine Schwester, die Frau, die jetzt so sorgenvoll am Bette der kranken Mutter sitzt. Soll diese nun auch sterben, wer sorgt dann für die zwei armen Kleinen? für ihr tägliches Brod, für Kleidung, wer für ihr späteres Fortkommen? Solche Gedanken müssen dem



armen Mütterlein das Sterben recht schwer machen. Und doch ist es nicht so; ruhig blickt es dem Tode entgegen, ruhig blickt es nochmal auf die weinenden Kleinen und sagt mit gebrochener Stimme: Ihr sollt nicht weinen, Kinder; Gott sorgt für Alle; Er sorgt für euch, wenn ihr brav und gut bleibt. Dann führte sie den Spruch an, den sie in ihrem Exempelbuch gelesen und den Kindern so oftmal wiederholt hatte:

„Müßt auf Gott vertrauen,  
auf Ihn hoffen:  
Braven Kindern steht das  
Glück stets offen.“

Das waren des Mütterleins letzte Worte; ein neuer, heftiger Fieberanfall blies ihr flackerndes Lebenslichtlein aus.

Nun ward es noch öder und düsterer im kleinen Häuschen an der Bergthalbe; nur das Schluchzen der Kinder und die halblauten Gebete der Nachbarn und Verwandten unterbrachen die Stille, die unheimliche Ruhe, die über jedem Hause liegt, wo ein Todter im Sarge ruht.

Daß die Kleinen am offenen Grabe der Mutter recht bitterlich geweint, und ihr am Grabe versprochen, immer recht gut und brav zu bleiben, um auch einst so ruhig sterben zu können, brauche ich gar nicht zu sagen, denn Fritz und Marie liebten ihr Mütterlein. Wohl erkannten sie im Grunde nicht, was sie verloren und welches ihre

traurige Lage sei. Aber gerade deswegen waren ihre Thränen um so aufrichtiger und ihre Trauer um so tiefer; sie weinten und trauerten nicht aus Eigennutz, nicht weil sie Vieles verloren, sondern einzig und allein deswegen, weil sie ihr Mütterlein geliebt, aufrichtig, innig und kindlich geliebt.

Unsfänglich einsam war es erst jetzt im kleinen Häuschen, weil die Mutter überall fehlte. Sie fehlte beim Gebet am Morgen und Abend; sie fehlte beim Essen am Tische; sie fehlte im großen Stuhle in der Ecke; sie fehlte am Spinnrade; sie fehlte am Abend, wenn es anfang zu dunkeln und das Talglück noch nicht angezündet wurde, wo sie allemal aus ihrem Exempelbuch erzählte, oder vom Vater und Großvater redete und dann mit dem Spruche schloß:

„Mußt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen,  
Braven Kindern steht das Glück stets offen.“

Kurz das Mütterlein fehlte überall, im Hause und außer dem Hause; selbst die schönen Herbstblumen am Rain hatten keinen Reiz mehr für das Kinderpaar, denn sie konnten sie nicht pflücken, um den Fund der Mutter zu zeigen. So geht es uns, den großen Kindern auch. Wenn wir



recht traurig sind, kommt uns die ganze Natur auch traurig vor, und mögen die Blumen und Mütthen noch so schön und freundlich in die Welt hinausgucken, entweder glauben wir es nicht und meinen, sie hängen ihre Köpfelein aus lauter Trauer, oder es ist uns recht leid, daß sie so schön blühen und die Vögel so lustig singen, und meinen, alle Welt soll uns unsern Kummer ansehen und auch mittrauern.

Aber die Zeit macht Alles wieder gut, und nach und nach ward es im kleinen Häuschen an der Halbe auch wieder lebendiger. Die alte Tante Lisbeth vertrat Vaterstelle und Mutterstelle in Liebe und Ernst, so gut als sie es nur immer konnte und hielt vor Allem am alten Spruch fest:

„Mußt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen,  
Braven Kindern steht das Glück stets offen.“

Die Kinder, Fritz und Marie, gingen nach und nach auch an, nicht das liebe Mütterlein zu vergessen, aber doch an ihre Abwesenheit sich zu gewöhnen. Vor dem Häuschen am Rain ward wieder gespielt, gelacht, gesprungen, gejauchzt und gejubelt, daß es eine Freude war und das Echo oben und unten erscholl. Im Winter flog der Schlitten über die Halbe hinunter, wenn Schwesterchen

und Brüderchen zusammen in die Schule gingen in das Dorf hinab und manchmal auch, wenn die Schule es nicht nöthig machte. Zuweilen kam auch Vetter Anton auf die Halbe, um der Lisbeth zu rathen und zu helfen für die kleine Haushaltung, und er kam nie ohne den Kindern etwas mitzubringen, wenn es auch nur ein Zuderbüchchen oder ein Butterwecken war.

Aber auf die Länge konnte es im kleinen Häuschen doch so nicht gehen. Die Lisbeth war alt und schwach, die Kinderchen jung und schwach, Häuschen und Gütchen an Verwandte verschuldet; am Tische aßen drei, verdienen konnte nur Lisbeth etwas, aber sehr wenig; so mußte nothwendig auf der Halbe eine Aenderung mit dem Frühjahr eintreten, wie unlieb dies den Kindern und der guten Base war.

Im Frühling trat die Aenderung ein: das Häuschen wurde verkauft; der geringe Erlös reichte nicht einmal hin, die Schulden zu decken; die kleine Marie mit der alten Lisbeth nahm Vetter Anton in sein Haus auf, Fritz wurde einem entfernten Verwandten, einem reichen Gutsbesitzer übergeben. Die zwei Geschwisterchen nahmen sich die Trennung von einander recht sehr zu Herzen, noch mehr aber die Trennung vom kleinen Häuschen an der Halbe, vom Rain und allen den Plätzchen, wo sie zusammen gespielt hatten. Am härtesten fiel dem kleinen Fritz die Trennung von Lisbeth, die er wie eine zweite Mutter liebte und die er von nun an selten mehr sah. Der Tante letztes Wort beim Abschied war:

„Mußt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen,  
Braven Kindern steht das Glück stets offen.“

Bisher hatte Fritz nie eigentlich bedacht und gemußt, was dieser Spruch sagen wollte; jetzt zum erstenmal beim Abschied vom Häuschen, vom Schwesterchen und von der Tante fiel er ihm auf und er sagte sich selbst: brav bin ich bis anhin gewesen, auf Gott habe ich auch vertraut, aber wo ist das Glück, wenn ich um Alles komme, was mir so recht lieb ist? Der Widerspruch fiel ihm auf, doch dachte er über die Sache nicht länger nach, denn junges Blut hat leichten Sinn. Und so ganz unrecht war es ihm auch nicht, zu seinem Vetter in das große schöne Haus an der Landstraße zu ziehen. Herr Müller hatte keine Kinder, aber, da er große Besitzungen hatte, eine Menge Knechte und Mägde, über die er wie ein König herrschte. Von Charakter war er schroff, auffahrend aber zur gelegenen Zeit auch wieder gutmüthig, hochstrebend, aber weil ihm Bildung fehlte, doch wieder beschränkt und kleinlich. Den jungen Fritz hätte er wohl nicht in das Haus aufgenommen, wenn nicht Aeußerungen gefallen, wie der reiche, kinderlose Vetter könnte wohl ein Weniges für ein verwandtes Waisenkind thun. So übte Herr Müller an Fritz nur eine halbe Wohlthat, war dem Jungen daher auch nicht ein Vater aus christlicher Liebe, sondern ein gewöhnlicher Wohlthäter aus Menschenfurcht. Das fühlte Fritz recht bald; das schöne Haus, die belebte Landstraße, selbst die schönen Kleider und die bessere, reichere Nahrung erstetzten ihm das freundliche Lächeln des verstorbenen Mütterleins oder der Tante Lisbeth nicht.

In einer Beziehung jedoch handelte Herr Müller weise an seinem jungen Verwandten, er ließ ihm eine tüchtige Schulbildung geben und verschaffte ihm hiezu die nöthigen Mittel. Vor und nach den Unterrichtsstunden hatte Fritz nie Raft oder Ruhe; strenge Arbeit gehörte zu seinem täglichen Brode; dabei gab es der Zurechtweisungen und der harten Worte die Menge. Wie oft dachte Fritz an das

kleine Häuschen auf der Berghalde, an die sorgenfreie, heitere Jugend in der Nähe des Mütterchens und der Tante Lisbeth; wie oft dachte er besonders am Abend an der Mutter letztes Wort:

„Mußt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen,  
Braven Kindern steht das Glück stets offen.“

Die Unschuld des Herzens hatte sich der muntere Knabe, jetzt fast ein Jüngling, gewahrt; ja nach harter Arbeit, nach harten, oft unverdienten Zurechtweisungen fand er den wirksamsten Trost im stillen Gebete, aber das Glück, — das Glück, das die sterbende Mutter dem braven Kinde verheißt, dieses Glück, wie er es verstand, wollte ihm immer noch nicht zu Theil werden; im Gegentheil meinte er, wenn er am Sonntag bei der Mutter Grab vorbeiging, recht unglücklich zu sein.

Vier Jahre hatte Fritz nun bereits im Hause seines Vaters verlebt, den Schulunterricht, den er zu besuchen Gelegenheit fand, durchgemacht. Einst an die Stelle des Herrn Müller zu treten, davon war selbstverständlich nicht die Rede; dieser wünschte im Gegentheil, dem jungen strebsamen, talentvollen Vetter einen Platz zu verschaffen, wo er in Zukunft sein Brod selbst verdienen könnte. Dabei fand der knausrige Herr seine eigene Rechnung, indem er des unangenehmen Kostgängers los ward. Zu diesem Zwecke ward Fritz zu einem reichen Fabrikanten, Herrn Marke, in die Stadt L. geschickt. Herr Marke machte, neben seinen Fabriken, in Kurzwaren, hatte große Handelsbeziehungen und beschäftigte Hunderte von Arbeitern in den Fabriken, den Waarenlagern und den Verkaufslökalen in der Stadt selbst. In den letztern ward Fritz verwendet. In welcher Eigenschaft er eigentlich da war, worin seine Aufgabe bestand, ist schwer zu sagen; er war Alles und er war Nichts. Er packte Waaren ein und Waaren aus; wer im ganzen Hause etwas zu bestellen oder auszurichten hatte, rief nach Fritz; wo er stand, da war er im Wege; wo er war, da brauchte man ihn nicht; wo er nicht war, da schrie man nach ihm, Fritz lönte es von rechts und Fritz von links; den ganzen langen Tag ging es Treppe auf, Treppe ab, hinaus und hinein, — mit einem Worte, Fritz war Packbursche, wie man in gewissen Kaufläden diese Allermelksbiener nennt. Dieses neue Leben kam Fritz recht peinlich vor. Wenn er am Abend todtmüde zu Bette ging, da war er immer recht traurig und dachte eben wieder an das kleine Häuschen an der Halde, an das Mütterlein und ihr letztes Wort zurück. Brav war er immer noch, aber das Glück des braven Kindes zeigte sich immer noch nicht. Und wenn dann am Morgen die Glocke des nahen Lorenzthurms ihn wieder zur Arbeit rief, war es ihm stets, als wenn er in den Krieg ziehen müßte. Ja, in eine Art von Krieg zog er allerdings. Denn in dem Magazine war er nicht der einzige Packbursche, es waren deren mehrere, alles gewiegte und gewichste Stadtherrchen, die ihre Sache verstanden, sark und rasch und behende wie Wasserstelzen; sie machten sieben Schritte, während der arme, etwas untersekte „Bauernbursch“ kaum einen. Dabei kam sich Fritz diesen Stadtjunkerchen gegenüber unendlich einfältig und dumm vor; zwar besaß er mehr Kenntnisse und Schulbildung als diese, aber sie schienen voll Wiß und Verstand, schwätzen wie Rohrbommeln, wußten auf Alles Bescheid und die Stadtneuigkeiten wußten und verhandelten sie zu allererst. Daß da manches Stichwort auf den „langlammn Hinterländer“ fiel, läßt sich denken. In Folge dessen bildete sich in ihm eine etwas verbiffene, unzufriedene und unmutzvolle Stimmung.

Wenn er wieder einmal so recht die Zielscheibe der schlechten Wiße seiner Kameraden gewesen, da war er über diese, über sich, über seine Lage, über die ganze Welt aufgebracht; das Beten ging dann auch nicht mehr recht von Statten; an das kleine Häuschen dachte er immer seltener, und kam ihm der letzte Spruch der Mutter in den Sinn, so drängte sich immer mehr der böse Gedanke auf, er sei im Grunde nicht wahr, sonst müßte er auch einmal die Thüre zum Glücke finden; ja, um zum Glücke zu kommen, sollte man eigentlich nicht allzu brav sein, ein etwas weites Gewissen haben und da und dort etwas wegschnappen, wie seine Kameraden es machten, um es dann im Glase flüssig zu machen oder sonst durchzubringen.

Doch so weit war Fritz noch nicht gekommen. Diese Versuchung war in seinem Herzen, aber noch nie hatte er sich blenden lassen.

Diese Redlichkeit war Schulb, daß in seiner Lage eine vortheilhafte Aenderung eintrat. Herrn Marke waren seine vielen vortheilhaften Eigenschaften des Herzens und des Geistes, seine gute Schulbildung, die schöne Handschrift nicht entgangen und er zog ihn zur Besorgung der Buchhaltung herbei, machte ihn später zum vierten, dritten Buchhalter, zuletzt übergab er ihm die Kasse der Kurzwaarenhandlung. In diesen neuen Stellungen kam Fritz wieder mit ganz andern Leuten in Berührung. Es waren darunter ältere Herren und junge Leute von seinem Alter, und unter diesen wieder sehr achtbare und lebenswürdige, aber auch solche, die in Gesinnung und Leben, in Glauben und Religion zu den sogenannten Freisinnigen gehörten. Leider schloß sich Fritz mit Vorliebe den Letztern an. Durch diese ward er in allerlei gefährliche Gesellschaften eingeführt, ward mit Dingen, mit Vergnügen, mit Genüssen bekannt, wovon er bisher keine Ahnung gehabt. Anfangs fühlte er sich im Kreise seiner zweideutigen Gesellen recht unbehaglich und unwohl. Mitten in den lauten, rauschenden Vergnügungen kam ihm seine Jugendzeit, das kleine Häuschen, kam ihm das Mütterlein und sein letztes Wort in den Sinn, und diese Erinnerung störte die Freude. Aber es erging ihm wie Einem, der zum Bade in das Wasser tritt. Von Anfang fröstelt es ihn, das Blut jagt zum Herzen zurück, und er atmet in großen langen Zügen auf; aber je tiefer und je länger er in das Wasser tritt, desto mehr empfindet er ein wohlthuendes Behagen. So erging es Fritz. Je mehr er die Gesellschaften besuchte, je mehr er Antheil daran nahm, desto größeres Behagen fand er, desto mehr verlangte er, dieses vermeintliche Glück zu genießen, obwohl er über eine gewisse Unzufriedenheit und Unruhe nie ganz Meister werden konnte. Kurz, Fritz stand jetzt auf dem Punkte, wo er die höchste Gefahr lief, auf den Weg des Bösen zu gerathen, das Laster lieb zu gewinnen und sein Glück auf solche Weise zu suchen. Strebsame, mit Talenten reich begabte junge Leute stehen gewöhnlich in ihrem Leben einmal vor einer so unendlich wichtigen Entscheidung; wohl ihnen, wenn ihnen dann Schutz und Beistand von Oben kommt! Wie gefährlich es um Fritz stand, geht daraus hervor, daß schon öfter, wenn er an der Kasse stand, ihm der Gedanke kam, daß er mit dem Gelde sein Glück erlaufen, oder besser, stehlen könnte. Dieser Gedanke hat nur beschwigen in unsern Tagen so Viele zum Falle gebracht, weil von denen, die einen fremden Kassenschlüssel bei sich tragen, so Wenige wahrhaft Glaube und Religion haben.

Es war ein Herbstabend, ähnlich wie damals, wo im kleinen Häuschen an der Berghalde ein Mütterlein verschied. Daran denkt heute Fritz nicht. Im Gegentheil auf

neun Uhr Abends ist eine Abendgesellschaft im „Braunen Bär“ angesetzt, wo er in einen verdächtigen Verein aufgenommen werden soll; noch zwei Stunden und Fritz ist dabei.

Während er in seinem Bureau neben der Kasse sitzt und an die Gemüthe des Abends sinnt, und eine böse Versuchung wieder in ihm aufsteigt, öffnet sich die Thüre, und der Briefträger übergibt ihm einen Brief, der keine Adresse trägt. Fritz schließt die Kasse macht den Brief auf und liest:

Lieber Bruder!

Es sind heute gerade zwölf Jahre, seitdem du und ich am Sterbepette unserer Mutter standen. Ein halbes Jahr darauf wurden wir auseinandergerissen, doch waren wir noch nahe genug bei einander, und uns öfter zu sehen. Du kamst sodann in die Stadt und seitdem habe ich Dich, lieber Fritz, ein einziges Mal gesehen. Es sind jetzt auch schon vier Jahre seither; es war am Begräbnistage unserer lieben Tante Lisbeth. Nun wünsche ich doch, Dich wieder einmal zu sehen, und ich werde Dich sehen, Du kannst es mir nicht abschlagen. Du wirst gleich sehen, warum. Ich bin verlobt, verlobt mit Karl, dem einzigen Sohne unsers Betters Anton, bei dem ich seit unserer Trennung bin. In acht Tagen feiern wir die Hochzeit, da wirst und darfst Du doch nicht fehlen. Ich zähle also auf Dich.

Wie gut, Fritz, meint es doch der liebe Gott mit uns! Du bist gut versorgt in der Stadt, Du hast eine einträgliche Stelle; von meinem Glücke sage ich gar kein Wort, aber beide wollen wir Gott danken. Es ist also wahr, was unser Mütterlein uns sterbend gesagt:

„Müßt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen,  
Braven Kindern steht das Glück stets offen.“

Guter Fritz, komme bald zu mir, daß wir wieder einmal recht gemüthlich mit einander reden.

Deine Dich herzlich liebende

Marie.

Fritz faltete langsam den Brief zusammen, er schien bewegt und ergriffen, in seinen großen Augen standen helle Thränen; dann stund er plötzlich auf mit den Worten: Ich gehe nicht hin! ich müßte mich vor mir selbst schämen, ich gehe nicht in den Braunen Bär. Und Fritz ging nicht hin. Zum ersten Mal wieder nach langer Zeit machte er voll Innigkeit sein Nachtgebet, dachte dann noch lange an seine Schwester, an ihr Glück, an das Mütterlein und ihren Spruch und legte sich zur Ruhe.

Fritz schlief nicht ruhig in seinem Kopfe war ein voller Aufruhr, tausend Bilder und Gestalten jagten umher. Plötzlich kam ihm die Kasse im Bureau in den Sinn. Eine alte Versuchung drängt sich wieder auf; der Gedanke an den Besitz von so viel Geld ist so verlockend, so verführerisch! Jedes Geldstück ist ein Verführer jede Banknote ein Kuppler. Die Sünde ist groß, aber wie groß ist der Gewinn, das Glück! Jetzt ist es um den armen Kassier geschehen! Er steht auf, kleidet sich an, stiehlt sich langsam, leise, vorsichtig in das Bureau. Da rauscht etwas! Nein, es ist der Nachtwächter draußen, der die Stunde ausruft, es ist eif Uhr. Jetzt steckt er den Schlüssel an, — da liegen die Goldstücke und die Werthpapiere, die hundert arme Familien reich machen könnten. Das Alles ist sein; er steckt die Werthpapiere, weil bequemer fortzutragen, in seine Brieftasche, füllt die Säckle mit Gold, schließt die Kasse zu, dann das Bureau, jetzt ist er im Freien, — ein reicher, glücklicher Mann! Ach ja, wenn Glück und Zufriedenheit um Gold feil wären.

Wie er auf einmal ganz anders geworden! Wie ängstlich, wie furchtsam, wie beklommen! Ihm ist als wenn

Jedermann, der ihm in der spätern Nacht begegnet, beim matten Laternenschein das begangene Verbrechen auf seinem Angesicht lesen könnte, und wo er einen Schritt hinter sich hört, — gewiß ist es ein Polizeidiener, ein Häfcher, der ihm nachstellt und in's Gefängniß abzuführen kommt; wo noch ein Licht brennt, da lauert Verräther, und das Gold in den Taschen zieht wie ein Zentnerstein, als wollte es seine Schritte hemmen, um ihn desto sicherer der strafenden Gerechtigkeit auszuliefern. Geht er schnell, so fürchtet er, gerade dadurch sich zu verrathen, geht er langsam, so holt man ihn um so baldere ein. Unter dieser angstvollen Qual gelangt der Verbrecher außer die Umfassungsmauern der Stadt zum Bahnhof und läßt sich eine Billet nach Hamburg geben. Er steigt ein, ein schriller Pfiff, — jetzt ist er gerettet! Doch kaum hat Fritz im Herzen das Wort gesprochen, so kommt ihm der Gedanke, wie dem Kassier im Bahnhof der Name Hamburg, ein Billet nach Hamburg ausgefallen. Kaum wird man bei Herrn Marke seine Abwesenheit und seinen Diebstahl bemerken, so ist sein Aufenthalt auch schon entdeckt. So erfaßt den armen Verbrecher neue Angst. Bei der nächsten Station steigt er aus, verfehlt absichtlich den Zug, läßt sich ein anderes Fahrtillet geben. Dies wiederholt er mehrere Mal und zuletzt führen ihn die Silwagen nach dem neuen Babylon, nach Paris.

Einjam sitzt Fritz im Wagen; nur eine ältere Frau theilt mit ihm die Abtheilung. Nun ist gewiß, daß er vorläufig nichts zu fürchten hat. Aber nun tauchen andere Erinnerungen in seiner Seele wieder auf: das Häuschen an der Halde, die frohen und heitern Spiele in der Jugend, das sterbende Mütterlein und vor Allem ihr letztes Wort. Es ist also doch wahr, was sie gesagt: den braven Kindern steht das Glück offen. Wie unendlich glücklich ist Fritz gewesen, wie unendlich unruhvoll, unglücklich ist Fritz jetzt!

Paris! Bahnhof von Straßburg! Aussteigen! So ist Fritz in der Weltstadt; aber kaum erblickt er die Lederkappe eines Pariser Polizeimannes, da fährt ihm der furchtbare Gedanke durch den Kopf: sie warten auf mich, der Telegraph hat ihnen mein Verbrechen, meine Flucht, mein Aussehen längst verrathen. Doch nein! man läßt ihn diesmal ungehindert durchgehen. Aber mer weiß, ob nicht in der nächsten Straße schon — da ertönt die Glocke vom Lorenzthurm! Fritz wacht auf, er ist nicht in Paris, er hat das Verbrechen nicht begangen, die Kasse nicht geraubt, — er hat geträumt, aber eine furchtbare Angst und Qual hat er durchgemacht, darum tropft auch kalter Schweiß von seiner Stirne. Er wacht auf, blickt einige Zeit regungslos vor sich hin, dann aus tiefer Brust aufathmend ruft er: O es ist nicht wahr! ich habe die That nicht begangen; um alles Gold in der Welt wollte ich nicht in Wirklichkeit eine solche Nacht und einen solchen Tag durchmachen. Ja es ist wahr, was das sterbende Mütterlein sagte:

„Müßt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen,  
Braven Kindern steht das Glück stets offen.“

Das Glück, das höchste, schönste, süßeste Glück liegt eben im guten, schuldblosen Gewissen. Hätte ich das Gewissen nicht beledet, ich wäre um dies Glück auch gekommen. O dieser bange Traum ist ein Segen der Mutter, eine Gnade, die sie mir von Gott am zwölften Jahrestage ihres Todes erbeten hat. Heute noch muß ich ihr Grab sehen und ihr das Versprechen erneuern, das ich bei der Beerdigung ihr in das Grab gesendet.

Wie unendlich glücklich fühlte sich Fritz, daß er der Verbrecher nicht war, den er hätte werden müssen, wenn er länger so fortgelebt, wie in den zwei letzten Jahren!

Schnell kleidete er sich an, ging in sein Bureau, öffnete die Kasse, es fehlte kein Heller. Dann trat er vor seinen Prinzipal, Herrn Marke, und hielt um einen vierzehntägigen Urlaub an. Er ward ihm gerne gewährt.

Noch am gleichen Tage, am Abend nierte Fritz am Grabe der Mutter und erneuerte sein Versprechen. Einige Minuten darauf saß er mit seiner Schwester, ihrem Bräutigam und dem guten alten Betler Anton beim Abendessen. Da war ein gegenseitiges Fragen und Erzählen, daß man vor lauter Fragen die Antworten überhörte.

Am andern Tage, es war Sonntag, ging Fritz mit seiner Schwester Marie allein spazieren. Der Leser erräth leicht den Weg, den sie einschlugen; es war der Weg zum kleinen Häuschen an der Halbe. Da erzählte Fritz seiner Marie Manches, was er am Abend nicht zu sagen gewagt, von seinen Verirrungen, von seinem Traume, von seinen guten, neu und fest gefaßten Vorläsen. Ueber diesen Erzählungen waren sie beim kleinen Häuschen angekommen. Noch schaute es wie vor zwölf Jahren so traulich und friedlich in das Thal hinunter; jedes Plätzchen rings um das Häuschen weckte süße, liebe Erinnerungen, weckte vor Allem die Erinnerung an das Mütterlein und ihr letztes Wort. In die Hand der Schwester legte Fritz neuerdings das Versprechen ab, an ihr letztes Wort zu glauben, die bösen Gelegenheiten zu meiden und das Glück nur in der Tugend, in der Rechtfchaffenheit, im guten Gewissen zu suchen.

### Der päpstliche Syllabus.

Sagen Sie doch, Herr Notar, was der päpstliche Syllabus ist, von dem sie so viel Redens machen. — Das kann ich ihm, Herr Knetzschmann, haarscharf sagen. Aber, frage er doch seinen



Herrn Sohn, den Assessor, der weiß es auch. — Na, Herr Notar, reden thut er schon dagegen, aber wissen thut er's nicht. Sie aber sind in dem Geheimniß . . . — Ganz richtig, aber so recht genau kann ich's ihm nicht sagen, aber das weiß ich, man brauch't's in den Druckereien der Zeitungen; drum schreiben's immer, weil's ihnen der Papst nicht will lassen.

### Das Märchen von der Mutter Gottes und der stummen Königin.



ine alte Sage erzählt: Es lebte einst ein Bäuerlein, das hatte große Noth. Der Tod und das Unglück hatten ihm Alles genommen, was es auf Erden lieb hatte; nichts blieb ihm als ein kleines Mägdelein. Aber nicht im Stande sich selbst zu nähren, sollte der Vater auch dem Kinde sein tägliches Brod reichen. Und des Kindes Noth ging ihm unfählich tiefer zu Herzen als seine eigene. Da ging der arme Mann hinaus und klagte der Gottesmutter sein Leid, die ja auch einst in

Schmerz und Noth ihr göttliches Kind ernährt hat. Und sieh! da erschien ihm die Gottesmutter als Königin des Himmels, die Krone auf dem Haupte, auf goldenen Wolken, in Begleitung von Engeln. Maria erbarmte sich des Armen, nahm sein Mägdelein und führte es mit sich in den Himmel. Da war dem Kinde über die Maßen wohl; es aß und trank und spielte mit den Engeln, trug wunderschöne Kleider, über und über mit Sternen besäet, und wurde groß und schön. Aber die Gottesmutter wollte seinen Gehorjam prüfen und übergab ihm die Schlüssel zu den Pforten des Himmelreiches, der Gottesburg; zwölf Pforten durfte es öffnen, niemals aber die dreizehnte. Da ließ die Neugierde dem Kinde keine Ruhe. Es öffnete ein Thor nach dem andern und zuletzt auch das dreizehnte. Doch die Strafe folgte der Uebertretung des Gebotes auf dem Fuße. Sogleich erschien die heilige Jungfrau und rügte den Angehorjam des Kindes. Dieses aber leugnete beharrlich seine Schuld, da nahm ihm die Mutter Gottes die Thor Schlüssel des Himmels ab, verbannte es wieder auf die Erde, und von der Stunde an war das Mägdelein stumm, bis es den Mund öffnen würde, um seine Schuld einzugestehen.

Wieder auf Erden floh das Mägdelein den Umgang der Menschen, lebte in einem großen Walde, nährte sich von Wurzeln und Kräutern und schlief in einem hohlen Baume. In dessen wuchs es zur Jungfrau heran und war schön und lieblich.

Eines Tages traf es sich, daß des Königs Sohn in dem Walde des Weidwerks pflegte; da fand er die Jungfrau, und weil sie ihm gefiel, führte er sie mit sich von dannen und machte sie zu seiner Gemahlin, obgleich sie kein Wort reden konnte.

Ein Jahr darauf gebar die Königin ihren ersten Sohn. In der Nacht erschien ihr die Gottesmutter und mahnte sie, die begangene Schuld einzugestehen. Die Königin weigerte sich dessen; die heilige Jungfrau aber nahm ihr beschweden das neugeborne Kind und trug es mit sich in den Himmel. Wieder ein Jahr darauf genas die Königin des zweiten Söhnleins; wieder erschien die heilige Jungfrau und mahnte die Mutter zur Reue. Doch umsonst! Da nahm sie ihr auch das zweite Kind und führte es in das Paradies.

Nun fing das Volk zu murren an und glaubte, daß seine Königin ihre Kinder durch ein Verbrechen verloren